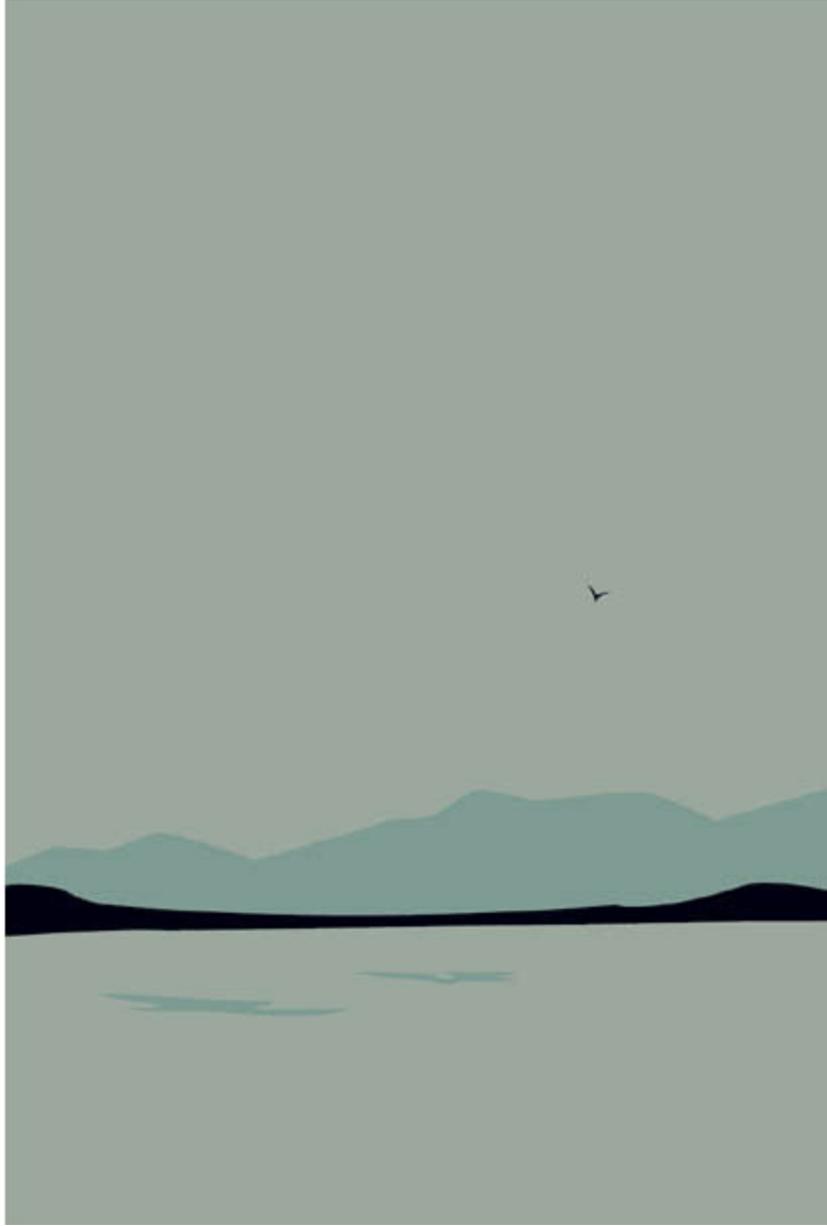


Ferien auf **Kamahi**



Esther Glen







**Ferien auf
Kamahi**

ESTHER GLEN

Übersetzung aus dem Englischen von Susanna Rieder

Esther Glen

Ferien auf Kamahi

Die Originalausgabe *Uncles Three at Kamahi* erschien erstmals im Jahr 1926 bei Whitcombe & Tombs Ltd., Auckland, Christchurch, Dunedin and Wellington N. Z., Melbourne und London.

Übersetzung aus dem Englischen von *Susanna Rieder*

Illustration *Wendy Rutz*

Satz und Layout *Alexander Rutz*

www.animaux.de

ISBN 978-3-943919-55-4

© Susanna Rieder Verlag, München 2013

Alle Rechte vorbehalten



www.riederbuch.de

Inhalt

Papa hat etwas vergessen

Nan vom Kleinen Ararat

Kathie verliert ihren Verlobungsring und Jock findet ihn wieder

Nan, der Kleine Pat und David Mackay

Peng!

Weihnachten gibt es nur einmal im Jahr

Jan, die Dame des Hauses

Patrick kommt nach Kinloch

Onkel Stephens Fest

Der Zauberwald

Was ich träumte

Das Lager am Flussbett

Onkel Stephens Rettung

Häuptling Waimakaririrangitata

Das Land der Dämmerung

Wir brechen auf in das Tal

Das goldene Tal

Kathie und die Kuchen

Leb wohl, Hezekiah!



Kapitel 1

Papa hat etwas vergessen

Die Grasbüschel schimmerten in der Sonne, über den Bergen hing der Dunst der Hochsommerhitze, und die Klematisblüten prangten an den Büschen, als wir nach Kamahi kamen.

Wir kamen nicht wie normale Gäste an, im Auto, im Wagen oder in einer Kutsche, die uns vielleicht am Bahnhof abgeholt hätte. Nein, wir kamen zu Fuß, mitten in der Nacht, und wir mussten die Onkels aus ihrem Schlaf reißen, damit sie uns ins Haus ließen.

Natürlich war das nicht unsere Absicht. Lieber wären wir geritten, jede andere Art von Transportmittel wäre uns recht gewesen, ein Auto, ein Pferdewagen, eine Kutsche, ja sogar eine Schubkarre oder eine Schweinekarre mit Schweinen drin. Aber niemand war da, um uns mitzunehmen, und so kamen wir mit wundgelaufenen Füßen und völlig abgekämpft auf Kamahi an, Jock hatte eine Blase an der Ferse, Pipis Schuh war zerrissen, auf Robs Stirn prangte eine Beule, Jan hatte ihren Hut verloren und Kathies Laune war im Keller.

Schuld daran war einzig und allein die Konferenz in Sydney. Ihr müsst wissen, dass Papa zu einer wichtigen Konferenz nach Sydney eingeladen worden war. Und da Mama keine besonders robuste Gesundheit hatte, wollte er sie gerne mitnehmen, weil er dachte, es würde ihr vielleicht guttun. Aber es gab eine Schwierigkeit. Wir waren die Schwierigkeit.

»Ich würde ja eigentlich gerne fahren«, sagte Papa, »aber ...«

»Ich würde ja eigentlich gerne fahren«, sagte Mama, »aber ...«

Wir waren die »Abers«. Kathie war das älteste »Aber«, und Pipi das jüngste. Kathie war ein sanftes, braunhaariges, zwanzig Jahre altes »Aber«, und Pipi eine blondgelockte blauäugige Mischung aus Engel (Aussehen) und kleinem Teufel (Verhalten). Kathie war die Älteste von uns und Pipi die Jüngste. Wir sind sechs, wir Malcolm-Kinder, und wir leben in einer großen Stadt auf einer der kleinen Inseln von Neuseeland. Aber obwohl wir Stadtkinder sind, mögen wir das Land noch lieber, und am allerliebsten mögen wir Kamahi.

Sechs, das ist wirklich ein ganzer Haufen Kinder, aber wenn man es ganz schnell hintereinander aufzählt, klingt es nicht nach so viel: eins — zwei — drei — vier — fünf — sechs. Oder so: Kathie — Rob — Jan — Ngaire — Jock — Pipi. Onkel John sagt immer, er muss uns abzählen, wie er das mit seinen Schafen macht; Onkel Stephen findet, so als Ganzes betrachtet sind wir weniger schlimm als jeder einzeln für sich; und Onkel Dan — aber das ist eigentlich unwichtig, was Onkel Dan meint.

Die Onkels hatten dieses ganze halbe Dutzend Kinder eingeladen nach Kamahi, um dort mit ihnen Weihnachten zu feiern, während Mama und Papa in Sydney wären. Mama und Papa waren sich nicht so sicher, aber Kathie fand den Vorschlag sehr gut. Schon bei dem Gedanken daran, sich alleine um Pipi kümmern zu müssen, wurde sie ganz zittrig.

»Lieber würde ich auf ein ganzes Zimmer voller Ngaires und Jocks aufpassen«, meinte sie düster. »Pipi schert sich überhaupt nicht um das, was ich sage, außer, um genau das Gegenteil davon zu tun. Nach einer Woche mit ihr bin ich sicher völlig grauhaarig.«

»Graues Haar ist doch schön«, warf Jan ein, aber Kathie war anderer Meinung. Sie fände graues Haar auch schön, ja, aber nur bei andern Leuten, nicht bei sich selbst.

Papa brauchte ziemlich lange – ganze zwei Tage –, um sich zu entscheiden. Wir hätten das in einer Minute geschafft. Wir waren ganz versessen darauf, wieder nach Kamahi zu kommen.

Kamahi ist die Schaffarm der Onkels, und sie liegt mitten auf dem Land, weit weg von irgendeiner Stadt. Es ist ein wunderschönes, altes, beranktes Haus mit einem roten Dach, direkt am Ufer eines breiten, rauschenden Flusses. Wir spielen oft unten am Fluss und wenn das Wasser niedrig ist, tauchen überall die entzückendsten kleinen Inseln auf. Bei Hochwasser allerdings verschwinden all diese Inseln und der Fluss braust in düster gelblichen Strudeln dahin und reißt alles mit sich. Auf der anderen Seite des Flusses sind die Berge, und überall um das Haus herum kilometerweit windzerzauste Grasbüschel, bis zum Fluss hinunter, die auf der anderen Uferseite mit dem Horizont verschmelzen.

Das Haus selbst ist umgeben von freundlichen Pinienwäldchen, und die Sonne scheint vom frühen Morgen bis zum Abend, bis die Grasbüschel golden zu schimmern beginnen, »wie eine gelbe Oase in einem Bad aus Licht«, wie Kathie einmal sagte, als sie poetisch wurde. Kathie ist manchmal recht poetisch.

Obwohl sie damals noch keine Gedichte schrieb. Nein, dafür hätte sie damals wirklich noch überhaupt keine Zeit gehabt. Nachdem er zwei Tage nachgedacht hatte, begrub Papa seine Zweifel und »Abers« und entschloss sich, uns alle sechs auf einmal nach Kamahi zu schicken.

»Die Onkel haben es ja selbst so vorgeschlagen«, sagte er zu Mama. »Sie haben die Kinder eingeladen. Und dir wird die Reise für das ganze Jahr Kraft geben. Wenn ihr alle zusammen seid, wirkt ihr immer so viele«, fügte er mit einem Blick auf uns hinzu. »Ich mache mir Sorgen wegen Pipi. Mir wäre es lieber, wenn ich wüsste, dass sie nicht versucht, extra perfekt zu sein«, antwortete Mama. »Sie hat sich ein Notizbuch gekauft und auf der einen Seite hat sie als

Überschrift geschrieben ›Was wir bei den Onkels machen dürfen‹ und auf die andere Seite ›Was wir bei den Onkels auf keinen Fall machen dürfen‹. Ich fürchte, die zweite Liste wird die längere«, seufzte Mama mit einem Lächeln.

Papa lachte.

»Sie werden's überleben! Sie kennen Pipi, sie haben es schon ein ganzes Jahr mit ihr ausgehalten, da werden sie die nächsten sechs Wochen auch schaffen. Übrigens denke ich, sie wären richtig enttäuscht, wenn sie nun auf einmal einen Engel beaufsichtigen sollten anstatt des kleinen teuflischen Exemplars, das sie gewohnt sind.«

Abschiede machen immer traurig, finde ich. Auch, wenn es nur für sechs Wochen ist. Mama und Papa würden ja nur sechs Wochen fort sein, aber als ich sie sah, wie sie da auf dem Bahnsteig standen und winkten, musste ich schon sehr schlucken. Sechs Wochen sind eine lange Zeit — sechs Wochen! Und jede Woche hat sieben Tage, jeder Tag vierundzwanzig Stunden, jede Stunde sechzig Minuten und jede Minute sechzig Sekunden. Ich gab es auf und ließ mich auf den Platz neben Jan fallen und wischte mir eine Träne von der Wange. Jan ging es genauso. Rob verstaute unser Gepäck auf der Ablage und Kathie sah besorgt aus.

»Sechs Koffer, eine Hutschachtel, eine Wolldecke, Äpfel, Bücher, Pipi — wo ist Pipi?«

Pipi stand auf dem Bahnsteig. Sie wäre da auch weiterhin gestanden, wenn Kathie sie nicht schleunigst in den Zug geholt und neben Rob gesetzt hätte. Ich glaube, Kathie bekam ihr erstes graues Haar schon jetzt, ganz am Anfang unserer Reise.

Wir donnerten über die verbrannte braune Ebene, ab und zu hielten wir mit ungeduldigem Tuten an kleinen Bahnhöfen auf der Strecke. Pipi und ich pressten unsere Nasen an die Scheibe, weil wir nichts verpassen wollten, während Jan das Fenster öffnete und ihren Kopf hinausstreckte. Leider ging draußen gerade ein starker Wind, und Jans Hut — natürlich ihr bester — flog plötzlich und gänzlich

überraschend in die Luft. Jan zog ihren Kopf wieder ein und setzte sich mit düsterer Miene zu uns.

»Natürlich war es mein bester Hut«, sagte sie. »Muss ja so sein. Und natürlich muss er sofort wegfliegen, sobald ich meinen Kopf aus dem Fenster strecke. Kathies Hut wäre niemals davongeflogen. Er hätte wie festgeklebt auf ihrem Kopf gesessen. Außerdem ist mir ein Körnchen Asche ins Auge geflogen. Das tut ganz schön weh. Ich sage euch, wenn nur ein einziges Aschekörnchen um den ganzen Zug herumfliegen würde«, fuhr sie langsam und im Brustton der Überzeugung fort, »dieses Körnchen würde durch die Luft sausen und überall fragen ›Wo ist Jeanette Malcolm?‹, bis es mich gefunden hätte und sich dann in meinem Auge einnisten.«

Jan ist fünfzehn, lang und schlaksig, sie hat rötlich braunes Haar, das schwer zu bändigen ist, und die Angewohnheit, ständig ihre Sachen und die anderer Leute zu verlieren. Pipi — aber vielleicht solltet ihr besser mal einen Blick auf uns werfen, wie wir da so aufgereiht im Eisenbahnabteil sitzen. Kathie, wie schon gesagt, ist die Älteste von uns. Sie ist sanft und rund und rosa und hübsch. Rob ist siebzehn, groß und dünn, und er neigt dazu, über alles und jeden eine Diskussion anzufangen. Er diskutiert auch mit Onkel John, und manchmal ist er ihm darin sogar überlegen, was den Onkel dann jedes Mal so rasend macht, dass er sich am liebsten auf uns stürzen und uns alle verschlingen würde. Jock ist elf, und obwohl er klein ist für sein Alter, denkt er, er sei groß wie Goliath und stark wie Samson. Pipi ist unser Baby, sie sieht so sehr wie ein Engel aus, dass man wirklich die Flügel auf ihrem Rücken vermisst.

Kathie, Rob, Jan, Jock, Pipi und Ngaire. Ich habe euch noch nichts zu Ngaire erzählt. Ich kann sie schwerlich beschreiben, es sei denn, ich würde mich selbst mal genau im Spiegel betrachten. An mir gibt es nichts besonders Bemerkenswertes, vielleicht das kurze Haar auf der einen Seite und die langen Beine auf der anderen. Pipi nennt mich Bohnenstange. Jan, wie gesagt, ist fünfzehn, Jock elf und ich bin zwei Jahre jünger als Jan und zwei Jahre älter als Jock. Also

wisst ihr jetzt, wie alt ich bin. Aber in drei Monaten bin ich viel älter. Ich bin dann nämlich dreizehneinhalb.

Der Zug war die ganze Zeit über die Ebene gerast, die Sonne war höher und höher gestiegen. Schließlich ging sie langsam wieder unter und verschwand hinter den weißbedeckten Bergkuppen. Kathie und Rob fingen an, das Gepäck zusammenzusammeln, Jan hörte endlich auf, mit dem Aschekörnchen in ihrem Auge zu kämpfen und litt still vor sich hin. Mit einem letzten Quietschen hielt der Zug an einem kleinen Schuppen mitten in einer weiten braunen Landschaft. Kathie nahm Pipi an der einen und den Koffer in die andere Hand und kletterte hinaus. Rob folgte ihr mit Taschen und Gepäck, als wäre er selbst ein Güterzug. Der Zug fuhr wieder an, mit einem Tuten, das fast klang, als wolle er uns auslachen, und wir setzten uns auf unser Gepäck und warteten auf die Onkels.

Wir warteten und warteten und warteten und keiner kam. Wir spähten die weiße Straße hinab, bis die Augen schmerzten, aber nirgends war die Spur eines Wagens zu sehen. Wir saßen auf dem Gepäck und dachten an Roast Beef, an Biskuitrouladen und andere angenehme, leckere und sättigende Dinge. Wir knabberten an dem letzten trockenen Keks und dem letzten halben Apfel. Es dauerte ungefähr eine halbe Stunde, bis wir endlich begriffen, was passiert war:

Papa hatte vergessen, den Brief abzuschicken, in dem er unsere genaue Ankunft mitgeteilt hätte.

Die Onkels holen die Post jeden Montag ab, und Papa wollte eigentlich einen Brief schicken, der sie an diesem letzten Montag erreicht hätte. Aber Papa hat leider ein Gedächtnis wie ein Sieb, voller Löcher, und alles rutscht ihm durch außer vielleicht ein paar völlig unwichtige Kleinigkeiten.

»Papa hat es vergessen!«, rief Jan.

»Papa hat nicht mehr drangedacht!«, ergänzte Jock.

Kathie sagte gar nichts, aber man konnte sehen, dass sie ziemlich viel über Papa und sein Gedächtnis nachdachte.

Unsere Lage war tatsächlich ernst. Kamahi, die Schaffarm der Onkels, liegt mehrere Kilometer vom Bahnhof entfernt. Es war schon spät am Nachmittag und kein einziger Wagen oder irgendein anderes Fahrzeug war in unserer Richtung unterwegs. Normalerweise waren immer ein oder zwei Autos am Zug, um jemanden abzuholen, aber heute hatten sich offenbar alle entschlossen, zu Hause zu bleiben.

Rob war mit Jan, die ihn unbedingt begleiten wollte, losgezogen, um sich vom nächsten Bauernhof, der fast zwei Kilometer weit weg war, einen Pferdewagen auszuleihen. Fast eine Stunde später kamen sie wieder, Rob lenkte zwei höchst nervöse Pferde, die aufgeregt tänzelten, als sie uns sahen, und einen richtigen kleinen Stepptanz vollführten, als Rob die Zügel anzog.

»Der Typ wollte sie uns eigentlich nicht leihen«, erklärte Jan.

»Toby ist in Ordnung, aber Simon ist sehr scheu. Rob meinte, er könne die beiden schon richtig lenken.«

»Ach, das meinte er, ja?« Kathie setzte sich wieder auf den Koffer, plötzlich sehr entschlossen. »Ich habe keine Lust, mein Leben zu riskieren, nur weil ich mit Rob und einem scheuenden Pferd mitfahre.«

»Jetzt stell dich nicht so an!«, drängte Rob.

Mangels einer Alternative gab Kathie schließlich nach und setzte sich zwischen Pipi und Jock auf die Rückbank. Rob ergriff die Zügel, und los ging's die Straße hinunter, die vor uns zwischen den goldenen Ginsterhecken lag, bis sie sich wie ein weißes Band in der Ferne verlor. Die Sonne ging gerade unter und starrte auf uns, riesengroß, rot, rund und überrascht, ehe sie für die Nacht verschwand. Ich wunderte mich nicht, dass die Sonne uns anstarrte. Toby tänzelte, nein, eigentlich tanzte er, er stand auf einem Bein, dann auf zweien, dann auf dreien, bis uns die Haare zu Berge standen und die Augen aus ihren Höhlen traten vor Schrecken. Und dann plötzlich war das Schlimmste vorbei. Rob flog in die Luft wie Peter Pan und Kathie, Jan, Jock, Pipi und ich folgten ihm.

Kathie suchte sich einen hübschen weichen Grasklumpen für ihre Landung aus, Jock einen Steinhaufen, Rob und ich kullerten uns

gegenseitig am Straßenrand in die Arme, und Jan entschied sich für einen Ginsterbusch, an dem ihr schwarzes Haarband wie Trauerflor wehte. Pipi konnten wir zuerst nicht finden, aber schließlich entdeckten wir sie doch, völlig zerschrammt, mit zerzaustem Haar und sehr wütend, auf der anderen Seite des Zauns.

»Das verstehst du also unter Fahren«, keuchte Kathie, den Tränen nahe, als sie sich aufsetzte und Rob zornig anstarrte. »Toll, dass wir noch leben. Oder vielleicht sind wir auch schon tot und merken es nur nicht.«

»Ich denke, wir müssen zu Fuß weitergehen«, sagte Jan und befühlte zärtlich eine Beule. »Wäre ja nicht so schlimm, wenn mein Knöchel nicht gebrochen wäre und mein Handgelenk verstaucht und meine Nase schief.«

Wir mussten lachen — Jan ist immer dann am lustigsten, wenn sie es eigentlich gar nicht sein will — und wir waren eigentlich ganz guter Laune, als wir unseren langen Marsch antraten. Zuerst machten wir auch noch Witze, aber je später es wurde, desto ruhiger wurden wir. Wir hatten keine Kraft mehr, um uns zu unterhalten.

Wir gingen weiter und weiter, bis unsere Füße und Köpfe wehtaten und unsere Beulen anzuschwellen begannen. Wir ließen das, was von dem Pferdewagen übriggeblieben war, weit hinter uns zurück, und Toby und Simon verschwanden, zwei Punkte in der Ferne. Die Sonne versank hinter den Hügeln und tauchte das Land in einen rosa Dunst. Die Bäume, der Zaun und die ganze Ebene voll schimmernder Grasbüschel verschwammen im Abendlicht. Ab und zu hörten wir den Klagelaut eines Schafs, oder ein Vogel flatterte plötzlich über unseren Weg und erschreckte uns.

Die Umrisse verschwammen immer mehr und eine tiefe Dunkelheit packte alles um uns herum in eine furchterregende Schwärze. Ich klammerte mich fest an Rob und wir schleppten uns weiter, weiter und weiter. Einen Kilometer, zwei, drei — vier — fünf — sechs — sieben, zehn — zwanzig — fünfzig — hundert — zweihundert —

Dann, ganz plötzlich, als wir schon aufgehört hatten, überhaupt an irgendetwas zu denken, sahen wir ganz weit weg undeutlich ein Licht schimmern. Es kam näher; es leuchtete wie die Sterne am Himmel, wie die Lichter am Weihnachtsbaum. Dann eine laute, raue Stimme, sie war Musik in unseren Ohren.

»Wer ist da? Ist jemand verletzt? Ach, du lieber Gott, das sind die Kinder!«, rief Onkel John.

Kapitel 2

Nan vom Kleinen Ararat

Habt ihr jemals darüber nachgedacht, was Abenteuer für eine verrückte Sache sind? Wenn man sie sucht, sind sie nirgends zu finden, und wenn man sie gar nicht erwartet, kommen sie ganz ungefragt von selbst daher. Jan, Jock, Pipi und ich freuten uns eigentlich nur auf gemütliche, sonnige Ferien mit netten Picknicktagen und solchen Sachen, und ehe wir wussten, wie uns geschah, waren wir mitten drin in der herrlichsten Aufregung.

Es ging ja schon gleich zu Anfang aufregend los, als Rob versuchte, den ruhigen Toby und den wilden Simon zu lenken. Einer der Schäfer von Kamahi traf auf die beiden Pferde, als er nach Hause ritt. Sie rasten wild die Straße entlang, kilometerweit weg von dem Haus, zu dem sie gehörten. Natürlich ritt er auf dem schnellsten Weg nach Hause und Onkel John musste aus seinem gemütlichen warmen Bett und organisierte eine Suche, um die Verletzten einzusammeln.

Und dabei, wie ich euch schon erzählt habe, fand er uns.

Onkel John nahm die völlig übermüdete Pipi hoch und trug sie wie ein Baby; Mr. McPherson, ein grummeliger alter Schäfer, murmelte aufs allerfreundlichste »armes Mädchen«, und nahm mich am Arm; nur Onkel Dan war so damit beschäftigt, sich um Kathie zu kümmern, dass er für uns anderen überhaupt keinen Blick hatte. Wir gingen noch ein Stückchen die Straße entlang, dann einen Hügel hinunter — inzwischen waren wir gar nicht mehr weit weg von Kamahi — bis wir die Lichter des Wohnhauses wie freundliche Sterne zwischen den Bäumen am Flussbett funkeln sahen.

Nie hat ein Feuer fröhlicher geknistert als in dem großen offenen Kamin im Esszimmer, vor dem wir nun langsam auftauten, kein Tee war jemals wohltuender als der aus den großen, dampfenden Tassen, die uns Onkel Dan servierte und die wir in einem Zug austranken, um von innen genauso warm zu werden wie von außen, und kein Essen war jemals so lecker wie die Eier mit Speck und heißem Buttertoast, die uns Mrs. McPherson, die Haushälterin der Onkels, hereinbrachte, als wir alle um den Tisch saßen und mit dem Besteck in der Hand gierig auf das Abendessen warteten.

»Wenn man sich auf etwas verlassen kann, dann darauf, dass diese Kinder immer wieder in irgendwelche Schwierigkeiten geraten«, sagte Mrs. McPherson giftig. Leider hält Mrs. McPherson nicht wirklich etwas von uns, und am allerwenigsten hält sie von Jan, Pipi und mir.

Endlich war ich im Bett, in meinem eigenen kleinen weißen Bett, im allerweichsten, wärmsten und gemütlichsten Bett, das es je gab. Ich merkte gerade noch, wie ich in eine fantastische Traumlandschaft hinüberdämmerte. Und darüber vergaß ich meine Beulen und blauen Flecken, sogar die an meinem Knie, die sich gerade in einen appetitlichen Farbton zwischen lila und pink verwandelten.

Dann träumte ich. Ich träumte, dass Pipi einen Löwen verschluckt hätte, und ich versuchte, ihn zu erschießen, ohne ihr wehzutun. Dann dachte ich, ich sei eine Brotscheibe und Kathie würde mich am Feuer rösten. Gerade war ich dabei, schön braun und kross zu werden, als mich die Glocke der Schafscherer aus meinen Träumen riss und ich aufwachte, um mich in meinem kleinen Bett auf Kamahi wiederzufinden.

In den beiden anderen Betten gegenüber von mir schliefen Jan und Pipi noch selig — Jan hatte sich quer über das ganze Bett ausgestreckt, Pipi lag eingerollt wie eine kleine Kugel da. Ich betrachtete sie eine Weile und lauschte dem Gesang der Vögel draußen. Aber das Sonnenlicht fiel ins Zimmer und die herrliche Landluft wehte durch das Fenster, so dass ich es einfach nicht länger

im Bett aushielt. Jan öffnete ein Auge, aber sie schloss es gleich wieder, als ich auf die Veranda hinausschlüpfte, und Pipi rührte sich nicht einmal. Es war so ein wunderbarer, froher Morgen, frisch und herrlich, geradewegs vom Himmel geschickt. In der Nacht hatte es leicht geregnet und die Welt war einfach nur großartig. Die Blumen im Garten strahlten um die Wette, um mich willkommen zu heißen. Um die Veranda herum standen die Rosen in voller Blüte. Schmale weiße Lilien wiegten sich leicht im Wind und um den Zaun rankten sich zart die Wicken.

»Jetzt sind Ferien, jetzt sind Ferien!«, schienen sie mir zuzurufen.

Über den Pinienbäumen bei der Schonung lag ein silbriger Schleier von Tau und Spinnweben, eine feine Rauchsäule stieg aus dem Kamin bei der Küche der Arbeiter empor und über all dem lag die wundervolle Stille, die es nur auf dem Land gibt. Ich liebe diese Stille. Kathie sagt immer, auf Kamahi kann sie sich manchmal selbst denken hören.

Ich konnte mich nicht gerade selbst denken hören, aber meine Gedanken waren höchst angenehm, richtige Feriengedanken. Papa und Mama waren zwar weit weg, aber sicher hatten sie auch eine schöne Zeit, natürlich nur, wenn Mama die Reise nach Sydney nicht zu sehr angestrengt hatte. Und sie waren ja nur sechs Wochen weg. Onkel Stephen hatte uns in der Zeit ein Fest versprochen, und dann waren da noch die Wege hinunter zum Flussbett und die Ausflüge zu den Hügeln auf der anderen Seite des Flusses.

»He, beeil dich mal!«, rief Jan.

Jan und Pipi zogen sich gerade im Schlafzimmer an — Pipi in großer Eile, Jan hingegen ganz sorgfältig. Jan wollte nämlich unbedingt an diesem ersten Morgen auf Onkel Stephen Eindruck machen. Sie ist nicht sehr ordentlich und Onkel Stephen hat einen scharfen Blick. Nach Jans Meinung würde Onkel Stephen ein Loch in ihrem Strumpf selbst dann entdecken, wenn es unten an der Sohle wäre, sie einen Schuh darüber anhätte und ihre Beine beim Essen unter dem Tisch wären.

Pipi verpasste ihren Haaren mit der Bürste noch einen letzten Schwung. »So, jetzt mag ich nicht mehr«, beschloss sie. »So passt es schon, du Bohnenstange. Es muss nicht mehr schöner werden. Schließlich sind Ferien.«

Im Esszimmer warteten schon die Onkels mit Rob und Jock auf uns. Rob lehnte am Kaminsims und versuchte, wie Onkel Dan auszusehen, und Jock wollte ebenfalls einen guten Eindruck machen mit seinen glattgebürsteten Haaren und den geschrubbten Knien. Immer wenn Jock besonders gut dastehen will, fängt er bei seinen Knien an und arbeitet sich dann nach oben. Die Onkels lächelten uns an.

»So, nun setzt euch mal alle«, strahlte Onkel John.

»Das Frühstück wird sonst kalt, Kinder«, fügte Onkel Stephen hinzu. »Und nehmt nicht gleich die ganze Sahne«, bat Onkel Dan.

Es gibt drei von den Onkels, wie ihr seht: Onkel John, Onkel Stephen und Onkel Dan. Sie leben auf Kamahi, mit einer steifen und ziemlich blutleeren Haushälterin, Mrs. McPherson, die sich um sie kümmert. Onkel John ist der Wichtigste, vielleicht, weil er der Älteste ist. Er ist groß und stämmig, mit einer rauen Stimme und einem Schnurrbart, dessen Enden sich aufrichten wie ein gefährliches Signal, wenn er wütend ist. Onkel Stephen ist groß und dünn und grau, er geht etwas gekrümmt und seine Augen können durch einen hindurch und auf der anderen Seite wieder heraus sehen. Onkel Stephen weiß, was man denkt, bevor man überhaupt zu denken angefangen hat.

Und Onkel Dan? Nun, Onkel Dan ist überhaupt kein richtiger Onkel oder Verwandter. Onkel Stephen und Onkel John haben ihn adoptiert, als er noch ein kleiner Junge war, und seitdem lebt er bei ihnen. Onkel Dan hat fröhliche, blau leuchtende Augen und die Angewohnheit, ständig unaufgefordert schlechte Witze zu machen. Er ist erst sechsundzwanzig, also viel, viel jünger als Onkel John und Onkel Stephen, aber er bildet sich natürlich ein, dass er auch wichtig ist. Pipi beschloss, ihn in Zukunft Hezekiah zu nennen, um ihn in seinen Schranken zu halten. Sie sagte, Hezekiah wäre auch ein